

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 77

Donnerstag, 1. April

1926.

Schellbruch.

Roman von Georg Julius Petersen.

(17. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Nun, da tut sich kein Hindernis auf, lieber Grünau. Offen gestanden, ich bin froh, daß ich Sie habe. Auf Kriminalfälle bin ich nicht recht geeicht. Seltiger Himmel!“ rief er dann, die Hände zusammenschlagend, „wer hätte das für möglich gehalten! Wir haben wohl mal eine Brandstiftung gehabt, hin und wieder einen Diebstahl, aber einen Einbruch? — nein! . . . Selbstverständlich beauftrage ich Sie herzlich gern mit der Untersuchung, ich möchte nur auf dem laufenden gehalten werden. . . . Aber eins muß ich Ihnen sagen, lieber Freund . . .“ er räusperte sich. „ . . . Ihr Schwiegervater . . . nehmen Sie es nicht übel . . . aber mir scheint doch, als ob er seiner Aufgabe nicht recht gewachsen wäre. Was meinen Sie dazu?“

„Ich bin der gleichen Ansicht, Herr Polizeimeister“, erwiderte Grünau nach kurzer Pause, dabei sah er den Chef ernst an. „Es wird nötig sein, entweder die Bezirke anders einzuteilen oder den Wächtern jeden Abend einen anderen Bezirk anzuweisen.“

„Im, das würde man im Publikum sofort als Maßregelung Ihres Schwiegervaters auslegen, ja als Ausdruck des Mißtrauens“, folgerte er sehr richtig, „und davor möchte ich nicht nur den Alten, sondern auch Sie und Ihre prächtige Verlobte bewahren. . . . Ich habe so gedacht: Wie wäre es, wenn Schellbruch von sich aus seinen Wachposten aufgäbe? . . . Nicht gleich, bewahre! das könnte wiederum zu allen möglichen Deutungen Anlaß geben . . . aber vielleicht in vier, in sechs, in acht Wochen. Bis dahin werden wir ja wohl keine neue Affäre haben.“ Die verbindliche Form, in der er das sagte, täuschte keineswegs über die Festigkeit des Entschlusses, die in diesen Worten lag, hinweg; Grünau sah ganz betroffen drein.

„Ich werde es meinem Schwiegervater nahelegen, Herr Polizeimeister.“

„Sehr gut, Grünau . . . Ja, es ist das beste so. Wie gesagt, ich möchte nicht . . .“ Er brach ab, denn im Vorzimmer wurde eine Stimme laut, die beide aufhören ließ. Es wurde dann auch schon geklopft, nach dem herein-Ruf erschien in der Tür Bäckermeister Witt, glühend vor Zorn.

„Guten Morgen“, sagte er.

„Ah, Herr Witt! — Guten Morgen!“ Der Polizeimeister, scheinbar überrascht, erhob sich eilig von seinem Stuhl und begrüßte den Bäckermeister. „Sehen Sie sich, Herr Witt. Eine dunkle Angelegenheit, nicht wahr? Herr Grünau und ich erörtern heute den Fall.“

„Haben Sie ihn schon?“ leuchtete Witt, der vom raschen Gehen und Treppensteigen ganz erlöst schien.

„Wen?“

„Nun, den Spitzbuben, den Einbrecher! . . . Er hat mich um achthundertundvierundzwanzig Mark erleichtert — das Kleingeld hat der Halunke liegen lassen —, und meine Frau sitzt zu Hause vor dem Büfett und stellt sich vor, wie ihr Silberzeug ausgehen hat.“

Der Polizeimeister drehte an seinem langen Schnurrbart und sah vor sich hin. Nach den gestrigen Jagdfreuden mit dem darauffolgenden Mahl dieser trostlosen Wochenanfänge!

„Nein, noch haben wir ihn nicht“, rief er sich aus seinen Betrachtungen los, „aber seien Sie unbesorgt, Herr Witt, wir kriegen ihn.“

„Wann?“

„Ja, nun, das läßt sich natürlich nicht mit Bestimmtheit sagen . . . ich bitte Sie . . . wir müssen doch erst die Spur ausfindig machen! . . .“

„Was, die Spur haben Sie auch noch nicht? . . . Ja, Herr Polizeimeister, wozu haben wir denn eigentlich Nachtwächter, wenn ich fragen darf! . . . Ich werde mich dafür einsetzen, daß diese Ausgaben gespart werden. Vor vierzehn Tagen hat man meinem Sohn . . . hat man einem Konkurrenten von mir“, verbesserte er sich schnell, „ . . . die Spiegelscheibe eingeworfen, und letzte Nacht . . . na, Sie wissen ja. Wer geht nachts in dem Bezirk, Herr Polizeimeister?“

„Schellbruch.“

„Aha, Schellbruch! Halten Sie den Mann für zuverlässig?“

Hier konnte Grünau nicht länger an sich halten.

„Herr Witt“, sagte er mit scharfer Stimme, „ohne zwingenden Grund verdächtigt man nicht gern einen Mitbürger.“ Er schämte sich seines Eintretens für den Alten nicht. Denn er sah ihn fast greifbar vor sich: gebrochen, vernichtet, ein Jammerbild.

„Hah! Sie überhaupt gefragt?“ brach es aus Witt heraus.

Grünau wurde dunkelrot im Gesicht.

„Nun, nun“, legte sich der Polizeimeister rasch ins Mittel. „Wir wollen uns doch keine Grobheiten sagen, nicht wahr? . . . Ihre Aufregung ist zu verstehen, Herr Witt, durchaus, auch Herr Grünau hat volles Verständnis dafür. Aber Sie müssen ihm auch etwas zugute halten. Was meinen Sie, wenn Ihr Schwiegersohn stillschwiege, wenn in seiner Gegenwart Ihre Ehre angezweifelt würde? . . .“ Als Witt nichts darauf zu entgegnen wußte, wandte der Polizeimeister sich an Grünau; ein beredter Blick flog zwischen ihnen hin und her. „Ich möchte nicht, daß Sie unnötig Zeit verlieren, lieber Grünau.“

„Gewiß, ich werde sofort das Notwendige einleiten“, entgegnete der Beamte rasch. „Ich gestatte mir nur noch eine Anregung: Empfiehlt es sich nicht, von Amts wegen eine Belohnung auszusuchen?“

„Auf die Wiedererlangung der gestohlenen Sachen?“

„Und auf die Feststellung des Täters.“

„Gut. Aber wieviel. — Nun, darüber reden wir noch.“

Grünau grüßte und ging. Wenige Minuten später befand er sich auf dem Wege zu Witt.

Frau Witt stand hinter dem Ladentisch, beteiligte sich aber nicht an dem Verkauf. Sie überwachte ihn nur, und das war vielleicht nötig, denn der Markttag führte trotz der Frühe des Vormittags zahlreiche Besucher in den Wittschen Laden.

„Guten Morgen, Frau Witt.“

Die Angeprochene erwiderte Grünaus Gruß so freundlich, wie ihre desperante Stimmung es nur irgend zuließ. „Bitte, kommen Sie doch mit in die Wohnung.“

— Emma“, wandte sie sich an das Hausmädchen, das mit erhitztem Gesicht unausgesetzt tätig war, „wenn Sie es nicht allein schaffen können, rufen Sie mich nur.“

„Wird schon gehen, Frau Witt.“

Der Duft nach frischem Brot, der Grünau beim Betreten des Ladens empfangen hatte und der sich auch in der Wohnung erhielt, legte sich fast beruhigend auf seine Nerven. Zudem war eine gewisse Reugier in ihm wach geworden. Er befand sich zum ersten Male in dieser Wohnung und maß ihre solide, behagliche Einrichtung mit derjenigen ab, die in träumerischen Stunden sein Denken beschäftigte. Er seufzte leicht. Er und Hermine würden es ganz schlicht haben, im Anfang wenigstens, denn irgend welche Zugabe von anderer Seite stand nicht zu erwarten.

Aber dann war er wieder er selbst. Was hieß in diesem Augenblick Einrichtung! . . . Stand nicht viel Größeres auf dem Spiel? . . . Kämpfte er in dieser Stunde nicht überhaupt erst um die Vorbedingungen des erträumten Eheglücks?

„Wollen Sie mir nicht einige nähere Angaben machen, Frau Witt?“ forderte er die Frau des Hauses auf.

„Das ist bald getan, Herr Grünau. Aber vorher eins: Haben Sie meinen Mann gesprochen? . . . Er ist auf die Polizei gegangen.“ Grünau bejahte. „Er war wohl sehr böse, nicht? . . .“ Auch das bestätigte Grünau. „Nehmen Sie es ihm nur nicht übel“, bat Frau Witt inständigst. „Ach, wie ist das überhaupt alles so traurig“, schluchzte sie dann leise. „Mein Mann hält so viel von Hans, glauben Sie mir, und wenn er die Sache wieder eintreten könnte, würde er es mit Freuden tun.“

„Dem steht ja nichts im Wege, Frau Witt.“ Und als Frau Witt ihn unsicher und fragend ansah, fuhr er fort: „Herr Witt müßte eben sein Unrecht einsehen. Er hat, so viel ich weiß, Hans die Tür gewiesen. Hätte er das auch getan, wenn Hans erklärt hätte, er habe sich mit einem vermögenden Mädchen aus angesehenem Hause verlobt?“

„Vielleicht nicht“, kam es stotternd zurück.

„Bestimmt nicht, Frau Witt. Und deshalb — ich muß es Ihnen offen sagen — gehören meine Sympathien Ihrem Sohne, der wie ein Mann gehandelt hat.“

„Ach, ich hab' ja auch gar nichts dagegen. Lisbeth ist ein so liebes, prächtiges Mädchen.“

„Genau wie ihre Schwester“, ergänzte Grünau mit einer leisen Eiferucht. „Aber darf ich Sie an die Ursache meines Erscheinens erinnern, Frau Witt?“ brachte er die geknickte Frau auf die verlassene Bahn zurück.

Frau Witt erzählte nun, was sich seit gestern abend zugetragen hatte. Von ihrer Heimkehr aus dem Adler und dem furchterlichen Erwachen am Morgen.

„Das Geld läßt sich schließlich verschmerzen, Herr Grünau, aber mein Silberzeug! . . . Es waren teure Andenken darunter. Wiederum weinte sie.

Da kam Robert Witt herein. Er sah blaß und übernünftig aus und sein Wesen schien der Sorglosigkeit zu entbehren. Er begrüßte Grünau und setzte sich abseits.

Und nun kam dem Polizeibeamten ein fast freudiger Verdacht. Er verzagte ihn, und er selbst schalt sich sträflich, weil er eine solche Vermutung überhaupt an sich hatte herankommen lassen. Dennoch! . . . Es wurde ihm leichter zu Sinn. Eine qualvolle Vorstellung loderte sich. Der Blick, immer nur auf Schnabel und Lemke gerichtet, wurde abgelenkt, und damit küßte auch die Gestalt Schellbruchs an Bejammernswertem ein. War der junge Student nicht in einer argen Geldverlegenheit gewesen? . . .

„Nun, Herr Witt, ist Ihnen die kleine Feier gut bekommen?“

„Wie man's nimmt.“ Der Student sah verdrießlich durchs Fenster.

„Mein Mann hat mit ihm gescholten“, warf Frau Witt betrübt ein.

„Warum denn?“

„Weil ich mit Hans und Lisbeth und Ihnen zusammen gewesen bin.“

„O, nicht nur deshalb“, versicherte Frau Witt hastig. „Im stillen hat mein Mann gegen euren Verkehr nichts einzuwenden. Er tut nur so.“

„Na na!“

„Ja, aber was denn sonst noch?“ forschte Grünau gespannt.

„Ach.“ Frau Witt wurde abwechselnd rot und blaß.

„Na, dann will ich es Ihnen sagen, Herr Grünau“, sagte da Robert Witt mit zornigen Augen. „Mein Vater hat gesagt, ich trüge an dem Gesingen dieses Einbruchs die ganze Schuld.“

„Aber, Robert!“

„Läß man, Mutter, Herr Grünau gehört gewissermaßen mit zur Familie, er wird schon nichts ausplaudern. — Ja, also denken Sie sich! Wenn ich nicht auf Besuch gekommen wäre, hätten meine Eltern letzte Nacht nicht gedacht, ich wäre es, der das verdächtige Geräusch neben der Schlafstube machte, sondern ein anderer, Unberufener. Mein Vater wäre dann aufgestanden — kurz und gut, der Einbrecher wäre dann verschudet worden, sagt mein Vater.“

„Oder es wäre zum Kampf gekommen“, entfuhr es Grünau, der augenblicklich an Schnabel dachte.

„Sehen Sie, das hab' ich meinem Mann auch auseinandergesetzt!“ rief Frau Witt fast erleichtert. „Es hätte ja alles noch schlimmer kommen können“, tröstete sie sich. Darauf schwiegen alle drei eine ganze Weile. Von der Straße drang das Rollen der Wagen herein, und im Laden erklang Gelächter. Im Zimmer lag nach wie vor der warme, süßliche Geruch des frischen Brotes in der Luft.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dulder.

Die Trauerweiden neigten tief ihr Haupt,
Als Jesus durch die Körnerreihen schritt,
Und jeder Baum, den junger Lenz belaubt,
Gab seiner Ahnung, was der Dulder litt,
Durch flügeres Blätterzittern kund.
Er sah sich staunend nach den Wipfeln um.
Voll Mitleid scholl der Bäume Märchenmund,
Die Menschen höhnten sein Martyrium.
Nur Magdalena sank vor ihm ins Knie
Und trümmte gleich den Weiden sich vor Qual.
Er schwieg. Doch seine Himmelsmelodie
Sang schon ein Bach im schäumenden Choral.

Artur Silbergleit.

Osterlegenden.

(Die mystischen Überlieferungen der dachtenden Volksseele.)

Von Richard Germershausen.

Die erhabene Nacht der Christus-Tragödie, die im Mittelpunkt des Osterfestes steht, hat seit jeher die Phantasie des Volkes in außerordentlich starker Weise beschäftigt. Die mystischen Überlieferungen, die auf dieser Grundlage entstanden sind, sind oft voll ergreifender Schönheit und Tiefe. Wie alle Hervorbringungen der dachtenden Massenseele zeichnen sie sich durch die denkbar bildkräftigste Anschaulichkeit aus, die Hand in Hand mit jener kindhaft-rührenden Schlichtheit geht, die auch dem Volkslied eigen und bei aller Einfachheit voll urtümlich starker Weisheit und Größe ist. Die Kunstdichtung hat nur wenige Giesel aufzuweisen, die sich in ihrem Lebens- und Schönheitswert mit diesen aus dem geheimnisvollen Mutterboden der Volkskunst entsprossenen Erzeugnissen messen können.

Die älteste und ergiebigste Quelle aller Volkskunst ist die Natur. Dementsprechend knüpfen auch zahlreiche Osterlegenden zunächst an allgemein vertraute Naturerscheinungen an, um sie im Zusammenhang mit dem Leiden des Heilands in neuer Weise anzudeuten. Schon in den Berichten der Evangelisten klingt diese Tendenz an: die Erde bebt, und die Sonne verfinstert sich in dem Augenblick, da das tragische Geschehen auf Golgatha seinen Höhepunkt überschreitet. Die Legende dehnt diesen Anteil der unbelebten Natur auch auf die belebte aus und schildert ihn in mannigfachen Einzelheiten. Da ist das kleine Rotkehlchen mit seiner blutroten Brust. Hat das gute Tierchen nicht dem schmerzgequälten Heiland die Dornen aus dem „Haupt voll Blut und Wunden“ zu ziehen versucht? Bei diesem Liebeswerk hat es sich eben verwundet, und so ist es zu dem blutfarbenen Gefieder gekommen. Ähnlich erging es dem braven Kreuzschnabel, der die Nägel herausziehen wollte mit denen der Heiland ans Kreuz geschlagen war, und der sich dabei das harte Schnabelchen verbot.

Doch nicht alle Kinder der Schöpfung nahmen solchen Anteil an dem Schicksal des Heilands. Viele haben sich gleichgültig, manche sogar feindselig verhalten. So haben einige Birken die Zweige hergegeben, aus denen die Ketten gebunden wurden, mit denen der Leib des Herrn geschlagen

wurde. Zur Strafe dafür, so berichtet die Legende, wurden diese Birken an ihrem eigenen Leib gestraft. Sie wurden nämlich zu Krüppeln gemacht, und so ist das Geschlecht der Zwergbirken entstanden, das sich vergebens müht, sich vom Boden aufzurichten, während die anderen Birken, die sich jener Sünde nicht schuldig gemacht hatten, schlank und rank in Gottes Himmel emporwachsen. Auch die Elpe hat sich schwer vergangen. In jener Nacht, da selbst der Wind in jähem Erklären den Atem anhielt, das Gras der Wiesen leibschmerz am Boden lag, das Korn auf dem Feld vor Kummer seine Ähren hinken ließ, und alle Bäume des Waldes grambedrückt die Kronen neigten, war die Elpe die einzige, die ungerührt blieb. Umsonst murmelten die anderen Bäume ihr zu: „Verschließe dich nicht dem Gram der Welt, o Schwester, und weine mit uns um den Götlichen, der da unschuldig in den Tod geht um des Heiles der anderen willen!“ Doch die Elpe reckte sich frech und hochmütig nur noch höher und sprach voll Hohn: „Lehrte er nicht, daß die Wälder auf dem Feld ohne Sünde seien? Warum soll ich weinen und zittern? Auch ich bin ohne Sünde und habe keinen Teil an seinem Blute!“ Seitdem ist das Leben der Elpe ein ewiges Zittern. Nie wieder kann sie fröhlich werden. Die Sonne scheint, die Vögel singen, Baum und Strauch rauschen beglückt in der Vollkraft ihrer Säfte; doch die Elpe, die damals nicht zittern wollte, zittert in Schmerz und Angst in alle Ewigkeit.

Wie aber verhält es sich mit dem Baum, aus dessen Stamm das Kreuz gezimmert wurde? Der Legende von der Elpe zufolge soll es gleichfalls die böse Elpe gewesen sein. Aber es gibt noch eine zweite und viel merkwürdigere Legende. Sie belagt, daß ein Engel Gottes dem toten Adam ein Samenorn unter die Zunge gelegt habe und daß Adam mit diesem bestattet worden sei. Drei Bäume seien dann aus Adams Grab hervorgewachsen: die Zeder, die Zypresse und die Fichte. Je einen Zweig von diesen drei Bäumen soll nach Jahr und Tag König David abgepfückt und in Jerusalem dicht nebeneinander eingepflanzt haben, so daß die drei Triebe zu einem einzigen zusammenwachsen, der schließlich ein hochragender Stamm wurde und aus diesem Stamm sei das Kreuz Christi verfertigt worden. Die Legende verfolgt offensichtlich die Absicht, eine Antwort auf die Frage zu geben, seit wann in den Wäldern Gottes das Martyrium Christi vorgelesen war. Das Zurückgehen auf Adam soll sagen, seit leber.

Bekannter ist jene andere Legende, in deren Mittelpunkt der angebliche Schubmücker Ahasver steht. Als Jesus, dem Zusammenbruch nahe, sich auf den Weg nach Golgatha, um Aem zu schöpfen, unter der Last des Kreuzes an das Haus Ahasvers lehnte, soll dieser ihm einen Schlag mit einem Schulterleiste versetzt und ihn dabei mit den Worten angeheißt haben: „Hebe dich fort von hier, Ahasverer, wohin du gehörst; hier ist keine Rast für deinesgleichen!“ Da sprach Jesus den Fluch über ihn: „Wohl, ich gehe zur Ruhe, du aber sollst wandern, bis ich wiederkomme“, d. h. bis zum jüngsten Gericht. Seit jenem Tage, so fährt die Legende fort, wandert Ahasver, der Ewige Jude, unstet von Ort zu Ort und sucht vergebens den Tod. Zwar ist er ein schlollerender Geistes, aber alle hundert Jahre befällt ihn eine Krankheit, in deren Verlauf er sich immer wieder soweit erholt, daß er weitere hundert Jahre leben kann.

Das erste schriftliche Zeugnis dieser Legende findet sich bei einem englischen Chronisten des 13. Jahrhunderts, was darauf hindeutet, daß sie verhältnismäßig sehr jungen Datums sein dürfte. Ungefähr zur selben Zeit beginnen in Europa allerlei Hochstapler, sich die Legende zunutze zu machen, um auf Kosten leichtgläubiger Leute ein bequemes Wanderleben in aller Herren Ländern zu führen. So tauchte im Jahre 1267 in Italien ein Schwindler auf, der sich für den Grepler ausgab, der Christus den berühmten Schlag versetzt haben sollte, und ungefähr zur gleichen Zeit erschienen solche „Ewigen Juden“ auch in Flandern, Frankreich, Spanien und anderen Ländern. Im Jahre 1542 will ein Student der Theologie namens Paulus von Eiken, der später Bischof von Schleswig wurde, den Ewigen Juden in Hamburg in einer Kirche gesehen haben, wie er während der Predigt der Kanzel gegenüberstand. Ein Schüler des Bischofs, ein gewisser Chrostophus Paedalus, schrieb den Bericht ausführlich nieder, den der Bischof ihm hierüber erstattet hatte. Im Jahre 1564 wurde diese Niederschrift durch den Druck verbreitet. Auf ihrer Grundlage entstand das im Jahre 1602 erschienene „Volksbuch vom Ewigen Juden“, das dann in die Simrock'sche Sammlung deutscher Volksbücher übergegangen ist und das meiste zur Verbreitung der Legende beigetragen hat.

Unter den zahlreichen literarischen Bearbeitungen, zu denen das Volksmotiv von dem rastlos umhergetriebenen Ahasver Anlaß gegeben hat, ist besonders bemerkenswert, das aus dem Jahre 1874 stammende Fragment Goethes, der die Gestalt des Ewigen Juden zur zentralen Figur eines großen Epos zu machen beabsichtigte. Leider ist es jedoch bei der Absicht geblieben. Weitere Bearbeitungen des Stoffes sind das Trauerspiel „Ahasver“ von Klingemann (1827) und das gleichnamige Epos von Mosen (1838), doch stehen diese beiden Werke tief unter Robert Hamerling's genialer „Ahasver in Rom“, dessen erste Auflage im Jahre 1866 erschienen ist. Auch Carmen Solva hat in ihrem „Jehovah“ eine größere Ahasver-Dichtung geschaffen. In kleineren Formen behandelten den Stoff u. a. Schubart, A. W. von Schlegel und Nikolaus Lenau. In Hauffs Memoiren des Satans spielt er gleichfalls eine Rolle. Von außerdeutschen Dichtern ist Eugen Sues Roman „Le Juif errant“ am bekanntesten geworden.

Gugluguglu — Tshi — u — chit.

Von D. Feulner.

Noch liegen schwarz verschleiert Felder, Trifte,
Noch regt sich nichts am Busen der Natur.
Das Räuschen nur huscht raubend durch die Lüfte
Und sucht erst seine düstern Fessellüste,
Wenn's purpurn dämmt über Wald und Flur.

Trotzdem sitze ich schon lange in meinem Schirm und lausche auf den Herzschlag Gottes, den ich am Busen der Natur am deutlichsten vernehme. Ich will sie beobachten, die stahlblauen „Ritter“ mit dem gesichelten Stoß und den roten Badenroten, die auf der groben Heide vor mir, allmorgendlich, noch ehe der Osthimmel sich violett färbt, mit ihren Liebesturnieren beginnen. Aber noch verrät nichts, daß der Balzplatz schon von einzelnen Gästen besetzt ist, obgleich das Vorkild während seiner „hohen Zeit“ zu den Frühaufstehern gehört. Doch ich langweile mich gar nicht; denn der Morgen ist so schön, daß ich mir die Zeit, die dem Auge noch nicht die erhoffte „Weide“ bietet, mit „Poeterei“ vertreibe. In solchen Stunden und in solcher Umgebung wird auch das kleinste Tröpfchen Dichterblut rebellisch und läßt mich in innerliche Not geraten, um in Sehnsuchtswehen zu ringen, adäquat zum Ausdruck zu bringen, was in tiefster Brust nach Gestaltung und Befreiung sucht. Wer in solchen Augenblicken, an der Wiege des jungen Tages, kalt und unberührt bleibt von den heiligen Schauern der Gottesnähe, den erachte ich als unsäglich arm.

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.“

Endlich kommt der Morgen angeschlichen. Eigentlich ist er es noch nicht selber, sondern es sind seine ersten Frühboten. Eß! . . . Eß! . . . Eß! . . . vernimmt mein lauschend Ohr. Ich kenne diesen Schwingenschlag; er rührt von einem anstreichenden Vorkild her, der sich als erster auf dem „Sängerkriegs-Platz“ eingefunden hat. Nun steht auch die erste Lerche auf und klettert an ihrem Liedfaden in die Luft, wo schon eine Bekassine medern herumstreicht. Von einem nahen Teich höre ich eine Ente laut äälen, und ein vertriebes Rebhühnchen garrt irgendwo sein Glück dem Morgen entgegen. Nun vernehme ich auch das erste „Tshi — u — chit“. Es ist das Zischen eines Vorkilds, der mit seiner Lustspiel-Ouvertüre beginnt. Bald höre ich den Laut auch von zweiter und dritter Seite. Doch nicht lange bleibt es bei dem stimmlosen Zischlaut, sondern die zweite Strophe der Balzarie setzt ein in runden wohlklingenden Tönen: „Gugulu — Gugulu — Gugulu — Gu . . .“, dann ein „Tshi — u — chit“ und wieder „Gugulu — Gugulu — Gu . . .“ usw. Das Balzkonzert der verliebten Sänger ist im vollen Gange. Aber noch hat der junge Tag die Dede tief über die Ohren gezogen, und die Dunkelheit verwehrt dem Auge, die reizenden Bilder der Seele zu übermitteln. Doch schon entsteht am östlichen Horizont ein gelbvioletter Streifen; die Brücke bildet sich, auf der sich Tag und Nacht begegnen und hinübergeleiten in „Sein“ oder „Nichtsein“. Morgendämmerung! Nun mühte ich mit meinem lichtstarken Glas vor den Augen die Umgebung eigentlich mustern können. Dies ist jedoch auch jetzt noch nicht der Fall, denn ein neuer Feind hat sich schübend vor die Kinder der freien Natur gestellt und breitet seinen Schleier über sie: der Nebel. Diesem erwächst allerdings im Morgenwind ein gefährlicher Gegner, dem er allmählich weichen muß. Bald teilt sich denn auch der „Vorhang“ und ich kann einen Blick auf die „Bühne“ werfen, auf der die schwarzblauen „Ritter“ aus der Sippe der Tetraonen ihre Spiele, Gefänge und Liebestämpfe zum besten geben. Ein wundervolles Bild:

Denn sieben schwarze Sichelträger
Das Aug' auf einmal vor sich sieht,
Die singen mir, dem stillen Jäger,
Ihr heil'ges Auferstehungslied.

Die Schwingenspielen auf dem Boden schleifend, daß die weißen Flügelbänder weißhin leuchten, führen sie, blafend und zischend, bald in gemessener Würde schreitend, bald in wilder Ekstase hüpfend und hochspringend, ihre Hochseits tänze auf.

Das ist ein Zauchen, Rollern, Singen,
Im kaum erglühten Morgengold.
Mit Schnabelhieb und Schlag der Schwingen
Ringt „Schöpferdrang“ um Minnesold.

Ja, zwei der verliebten „Gesangsritter“ sind zusammengefallen und kämpfen in wilder Eiferjucht miteinander. Mit asträubtem Kragen stehen sie sekundenlang regungslos sich gegenüber. Dann prallen sie zusammen, daß man das Burren weit hin hört. Schnabel, Schwingen und Ständer werden als Waffen gebraucht, und nicht ohne Erfolg; denn häufig stieben die Federn hoch und ein kurzes fliegendes „Gad“ verrät, daß der „Sieb“ gefessen. Der Kampf wird jedoch nicht bis zum letzten Ende ausgetragen, sondern beide

konzentrieren sich vorsichtig rückwärts und spielen sich gleich wieder neu ein.

Einzelne Dähne sind mir inzwischen auf Schuhweite nahe gekommen, und die Sucht nach Beute packt mich mit scharfen Krallen. Schon führe ich den stärksten Dahn, mein Weidmannsheit zu bilden, als plötzlich die Strophe eines Osterliedes in meinem Gedächtnis auftaucht, und ich besinne mich auf den Tag, der soeben angebrochen: Karfreitag.

Den hehren Tag darf ich nicht schänden!
Heut' will ich bleiben fromm und rein.
Das kleinste Leben meinen Händen
Soll heute dreimal heilig sein.

Der Kampf in meiner Brust ist ausgekämpft, und der bessere Teil meines Ichs hat den Sieg davongetragen. Ohne festliche Erregung kann ich dem fesselnden „Schauspiel“ auf der Naturbühne vor mir zusehen, bis die Königin des Tages Lichtgoldspendend emporsteigt.

Nun kommt sie, die Karfreitagssonne
Und sieht mich in andächtig' ger Ruh'.
Und vor mir taucht in Liebeswonne
Der Birnbahn sein Gugul! Gugul!
— Herrgott, so schön, daß ich's nicht fasse,
Ist heut' die morgendliche Furst!
Gib, daß ich nimmermehr verlassse
Des Osterabens heil'ge Spur.

Neue Bücher

* Helene Kottik: „Aus dem alten Europa“. Menschen und Städte. (Insel-Verlag, Leipzig.) Die schroffen Übergänge und bunten Gegensätze unserer merkwürdigen, zerrissenen und doch in neuer Wiedergeburt bebenden Zeit geben Helene Kottik Anlaß, Bemerkenswertes aus Erlebnissen und Gesprächen als Bestätigung schon vergangener Denks und Stiles festzuhalten. So entstand ein Buch, das uns mit Menschen von geistiger, politischer oder gesellschaftlicher Bedeutung und ihrer Umgebung in wesentlichen Äußerungen vertraut macht. Die großen Weltstädte Europas sind der Schauplatz persönlicher Begegnungen mit Dichtern, Künstlern und Diplomaten, die ebenso fein geschildert werden wie das Landschafts- oder Gesellschaftsbild, das den zufälligen Schauplatz des Erlebnisses bildet. Die empfindsam-geistvollen Schilderungen scheinen einer schon fast romantischen Zeit, einem anderen Jahrhundert anzugehören und sind doch erst nahe Vergangenheit.

* Wilhelm Richter: „Um hohe Ziele“. Evangelische Betrachtungen. (C. Ed. Müllers Verlag (P. Seiler), Halle a. S.) Diese Betrachtungen sind schlicht und ohne jede Künstelei in der Form, reich an klaren und tiefen Gedanken, geben auf die Lage unseres Volkes ein, ohne sie „politisch“ zu werden. Sie rechnen mit den Stimmungen und Strömungen unseres „modernen“ Lebens und verbinden damit den Ernst und die Kraft des biblischen Evangeliums.

* Sinclair Lewis: „Dr. med. Arrowsmith“. Roman. (Kurt Wolff, Verlag, München.) Sinclair Lewis, in Deutschland bereits bekannt durch seine beiden großen Romane „Main Street“ und „Babbitt“, schrieb im „Arrowsmith“ den Roman des amerikanischen Arztes. Lewis stammt aus einer amerikanischen Arztfamilie; Vater und Onkel sowie der Großvater mütterlicherseits waren Ärzte, und sein Bruder studierte an der medizinischen Hochschule. Es ist daher verständlich, daß das Problem des Arztes und Kranken ihm sehr naheliegt. Das todopfernde Ordinationszimmer seines Vaters, die dickleibigen medizinischen Bücher, die Instrumententasche, der „Operationsstuhl“, der Korbwagen vor dem Tor, um „Dr. Lewis“ zu einer entfernten Farm zu fahren — alle diese früheren Eindrücke aus seiner Kindheit bilden die Grundlage zu „Arrowsmith“. Lewis schildert dann, wohl angeregt durch die Erzählungen seines Bruders, die Studienzeit des jungen Martin Arrowsmith auf einer mittleren Universität Nord-Amerikas und gibt uns gleichzeitig in seiner leicht-satirischen Art ein Bild des dortigen Universitätslebens, speziell des geld- und ruhmstüchtigen Medizinstudenten, der der ganzen Art des jungen Arrowsmith so diametral entgegengesetzt ist. Es folgt die Zeit seiner Provinzpraxis in einem kleinen Landstädtchen und schließlich das Ziel seiner Sehnsucht aus den Studienjahren: seine eigentliche, ihm gemäße Tätigkeit als Bakteriologe, als einer der still-heroiischen „Laboratoriums-better“, die die Grenzen zwischen Leben und Tod so stark zu beeinflussen berufen sind. Mancherlei Irrwege führen zu diesem Ziel. Lewis selbst schreibt einmal über „Arrowsmith“. Dies ist die Biographie eines jungen Mannes, der keineswegs ein Held war, der sich als Wahr-

heitsmarter betragte, der aber sein ganzes Leben lang stolperte, sich selbst oft untreu wurde und in die Fäule geriet, wenn sie auch noch so offensichtlich am Wege lag.“ Das Buch ist wiederum eine interessante Kritik am amerikanischen Gesellschaftsleben, eine Ergänzung zu „Babbitt“ auf dem Spezialgebiete der Gelehrtenwelt.

* „Die Pfalz“. In der Bucherreihe „Deutsche Stadt — Deutsches Land“, die der Berliner Schriftsteller Erich Köhler seit einigen Jahren herausgibt (in der Deutschen Verlags-Anstalt), Berlin W. 9), ist soeben als Band 11 ein Werk über „Die Pfalz“ — Ihre Entwicklung und ihre Zukunft — erschienen. Unter Mitwirkung von Franz Hartmann als Mitarbeiter ist es dem Herausgeber gemeinsam gelungen, ein schönes, statisches Werk zustande zu bringen, das die enge kulturelle und wirtschaftliche Verknüpfung des behandelten Gebietes mit dem Reich und die Bedeutung, die die Pfalz im Gesamtbild der deutschen Wirtschaft für sich in Anspruch nehmen darf, betont. Zahlreiche führende Persönlichkeiten und Fachmänner aus allen Gebieten sind mit Beiträgen vertreten. Das Geleitwort schrieb der langjährige Pfalzkommissar der Bayerischen Regierung, Ministerialdirektor a. D. Dr. Wappes. Von den geschichtlichen Aufsätzen sind die Abhandlungen des Staatsoberarchivars Dr. Pfeiffer über „Die deutsche Pfalz“, des Oberregierungsrats Ullmann über „Historische Denkmäler der Pfalz“ und des Museumsdirektors Dr. Sprater über das Pfalzmuseum in Speyer hervorzuheben. Die Pfalz als Wirtschaftsgebiet behandelt der Syndikus der Ludwigsbafener Handelskammer, Dr. Kehm, die Wirtschaft der Saarpfalz wird in einem Aufsatz von Dr. Emil Jacob dargestellt. Oberregierungsrat Dr. Frick betont in einem Beitrag den wirtschaftlichen Sinn des Pfälzers. Die wichtigsten Industrien der Pfalz, Schuh und Metalle, werden von den maßgebenden Syndici dargestellt. Über Weinbau schreibt der Besitzer der berühmten Pfälzer Lagen, Dr. von Basse-mann-Jordan. In nahezu 150 Bildern und 4 Kunstbeilagen wird eine anschauliche Vorstellung von den eigenen landwirtschaftlichen Reizen der Pfalz und von ihren wirtschaftlich schaffenden Kräften vermittelt. Diese Eindrücke werden verstärkt durch die Einzelbilder aus dem Wirtschaftsleben des Landes, die in Wort und Bild fesselnde Vorstellungen von der ungeheuren Fülle industrieller und gewerblicher Art erwecken die in dem alten Kulturgebiet geleistet wird.

* „Das ABC des Obstbaues“. Von Rektor S. C. Kolbe. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Wie der Obstbau im Kleinen und Großen mit Erfolg zu betreiben ist, zeigt dies praktische Handbuch in einer leichtverständlichen Form. An gutem und reichhaltigem Abbildungsmaterial werden alle Arbeiten im Obstgarten und am Obstbaum in anschaulicher Weise erklärt. Jeder Gartenbesitzer kann sich die erforderlichen Kenntnisse für die Aufsicht und Pflege seiner Bäume an der Hand dieses Buches aneignen. Nicht nur dem Anfänger, sondern auch dem Praktiker wird das ABC des Obstbaues manchen guten Ratsschlag und Fingerzeig geben.

* „Bantbuchhaltung“. Organisation und Technik der Buchhaltung des neuzeitlichen Kreditbankbetriebs von Hugo Haase und Felix Buks. (Industrieverlag Spaeß & Linde, Berlin W. 10.) Die vorliegende Darstellung der Buchhaltung des modernen Kreditbankbetriebs ist durch Zusammenarbeit eines Theoretikers und eines Praktikers entstanden. Dadurch hoffen die Verfasser, einerseits eine zu weit führende wissenschaftliche Erörterung, andererseits eine zu sehr auf technische Einzelheiten gerichtete Besprechung der Buchhaltungsorganisation und Buchhaltungstechnik des Bankbetriebes vermieden und eine gewisse mittlere Linie eingehalten zu haben. Bei der Stoffgestaltung ist das Hauptaugenmerk auf Wahrung des Zusammenhanges, der zwischen den einzelnen Buchungsvorgängen und Buchungseinrichtungen besteht, gelegt worden, so daß hier der Versuch einer systematischen Darstellung der Bantbuchhaltung vorliegt. Durch zahlreiche Beispiele, Formulare und graphische Bilder versuchen die Verfasser, die Anschaulichkeit der Darstellung zu erhöhen.

* „Kolloidchemie“ von Hans Wolfgang Behm. Allgemeinverständliche Einführung in das Reich der feinverteilten Stoffe. Mit 37 Abbildungen (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart.) Diese Einführung in das Reich der Kolloide und ihre geheimnisvollen Zusammenhänge ist um so mehr zu begrüßen, als die Kolloidchemie einen hohen Rang in der Praxis einnimmt und ihr Wesen und Wirken auch dem Laien bekannt gemacht werden muß. Musterhaftig anschauliche Bilder nach Angaben des Verfassers helfen über u. U. noch vorhandene Schwierigkeiten hinweg und sind weniger nur Illustrationen, als vielmehr die Vermittler eines Vortrags.